



## Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

Festvortrag zum Thema „Ehrenamt“ beim Dekanatsbesuch Passau  
am 12. Juni 2015 in Bad Füssing

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Ehrenamtliche,  
gerade diese Anrede möchte ich heute Abend besonders unterstreichen. Denn Sie sind es, die im Zentrum dieses Empfangs stehen und Sie sind es, die eine wichtige, unverzichtbare Säule für unsere Kirche, für unsere Gesellschaft und für die Menschen in unserem Land darstellen. Ohne Ehrenamtlichkeit wäre unsere Kirche einfach nur arm. Und für viele andere Bereiche der Gesellschaft gilt das Gleiche.



Die Bereitschaft, ein Ehrenamt zu übernehmen ist in Deutschland viel höher als in der Regel angenommen wird. Aber das Ehrenamt verändert sich. Und vieles wird für die Kirchen davon abhängen, ob sie diese Veränderungen wahrnehmen und auf sie reagieren.

Die neue Ehrenamtsstudie der ELKB hat erfreuliche Ergebnisse gebracht: Der Leiter der Studie Prof. König hat dazu festgestellt:

„Es sind insgesamt knapp 150.000 Menschen, die in der Ev.-Luth. Kirche in Bayern ehrenamtlich arbeiten und – allein quantitativ gesehen – enorm viel Arbeit mit Zielgruppen, in Gemeindeleitung und Verwaltung, im Bereich der Kirchenmusik und Gottesdienstgestaltung und in vielen Projekten erbringen: Wir sind bei der Zählung der geleisteten Arbeitszeit auf ca. 2,1 Mio. Stunden pro Monat gekommen. Das entspricht, zum Vergleich, rein zeitlich gesehen, dem Aufwand, der monatlich in mehr als 12.000 Vollzeitstellen erbracht wird.“

Allein im Dekanatsbezirk Passau sind es über 1460 Ehrenamtliche!

Ein häufig geäußertes Motiv heutiger Ehrenamtlicher – so sagen verschiedene Studien – lautet etwa so: „ Mir geht es so gut, ich finde, da muss ich einfach etwas für andere tun, denen es nicht so gut geht.“ Auch Betroffenheit in der Vergangenheit erweist sich als starkes Motiv, etwa indem Menschen, die selbst früher ein Familienmitglied gepflegt haben, nun ihrerseits besondere Solidaritätsgefühle mit denen entwickeln, die jetzt in der gleichen Lage sind.

Wer sich vor Augen führt, an wie vielen Stellen unserer Gesellschaft sich wie viele Menschen engagieren, der kann nicht anders als beeindruckt sein. Ich habe aus meiner Zeit als Gemeindepfarrer zahlreiche ganz konkrete Menschen vor Augen. Sie machen mit beim Besuchsdienst, weil sie ihnen die Einsamkeit so vieler, die niemanden haben, nicht egal ist. Sie engagieren sich im

Kirchenvorstand, weil sie ihre Kirche lieben und die Gemeinde voranbringen wollen. Sie investieren Zeit in den Asylkreis, weil sie wissen, dass ihr Glaube Konsequenzen für den Umgang mit den Fremden hat: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35).

Wenn wir das, was die Ehrenamtlichen tun, näher in den Blick nehmen wollen, sprechen wir in der Regel von dem „Dienst“ der Ehrenamtlichen. Es lohnt sich, dieses Wort einmal genauer unter die Lupe zu nehmen, wenn wir besser verstehen wollen, was ehrenamtliches Engagement heute, in der modernen Gesellschaft, bedeutet. Denn dieses Wort ist ja keineswegs nur positiv besetzt. Wenn jemand etwa sagt: „Du behandelst mich wie einen Diensthilfen“ – dann will er genau auf das Fehlen von Respekt und Achtung hinweisen, die doch heute zu Recht so im Zentrum stehen. Der Dienstgedanke ist immer wieder dazu missbraucht worden, die Herrschaft der einen über die anderen zu legitimieren. Schwarze – so hieß es in der Apartheidideologie Südafrikas – sind dazu geboren, den Weißen zu dienen. Die Frauenforschung hat in den letzten Jahrzehnten deutlich gezeigt, wie unter Berufung auf die christliche Ethik ein verinnerlichtes Dienstideal bis in die jüngere Vergangenheit immer wieder dazu herhalten musste, die Gleichberechtigung von Frauen in die Schranken zu weisen. Denn es war gerade das Dienstideal, mit dem in der Geschichte lange Zeit ein traditionelles patriarchalisches Gesellschaftsbild zementiert wurde. Dieses Gesellschaftsbild stützte faktisch eine Weltanschauung, nach der es die Frauen waren, die dienten und die Männer, die herrschten. Männer lobten die Aufopferungsbereitschaft von Frauen, ja idealisierten sie geradezu, waren aber nur sehr begrenzt bereit, sich diesem hohen Ideal nun ihrerseits zu verschreiben.

Heute wollen Frauen zu Recht nicht nur dienen, sondern auch ihre eigenen Bedürfnisse erfüllen, selbst entscheiden und Verantwortung tragen. Umso deutlicher stellt sich dann die Frage, ob das alte christliche Ideal der Aufopferung eigentlich noch die prägende Motivation für soziales Engagement sein kann, so eindrucksvoll es ist, was gerade von katholischen Nonnen und evangelischen Diakonissen im Laufe der Jahrhunderte an sozialer Arbeit geleistet worden ist.

Woran orientieren wir uns bei unserem ehrenamtlichen Engagement heute? Die Antwort liegt ziemlich nahe: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Jeder kennt diesen Satz – und er entfaltet seine Ausstrahlungskraft unabhängig davon, ob man sich selbst als gläubiger Christ versteht oder nicht. Der Grundgedanke ist Teil unseres kulturellen Erbes geworden. Sich für andere einzusetzen, ist eine Lebenshaltung, die auch nicht-religiös, aus dem Geiste des Humanismus, begründet werden kann.

Große Philosophen haben diese Lebenshaltung als Lebenselixier einer Gesellschaft beschrieben, die sich als „wohlgeordnete Gesellschaft“ bezeichnen kann. Am berühmtesten geworden ist wahrscheinlich Immanuel Kants Formulierung des kategorischen Imperativs „Handle nach der Maxime, die sich selbst zugleich zum allgemeinen Gesetze machen kann.“<sup>1</sup> Dass der Egoismus mit dieser Formulierung vereinbar ist, wird niemand behaupten können. Wo der Egoismus zum allgemeinen Gesetz wird, zerbricht eine Gesellschaft auf Dauer. Kants kategorischer Imperativ stellt konsequent die Perspektive der anderen der eigenen Perspektive gleich. Der andere hat das gleiche Recht an den Früchten der gesellschaftlichen Zusammenarbeit teilzuhaben wie ich selbst. Deswegen ist es meine persönliche Pflicht, mich dafür zu engagieren, dass dieses Recht auch wirklich eingelöst werden kann. Bei Kant spielt die Pflicht die zentrale Rolle. Aber ist ein Pflichtethos Motivation genug für soziales Handeln? Muss soziales Handeln nicht vielmehr in einer Neigung verwurzelt sein, in einem inneren Wunsch, ja in einer Lust, etwas für andere zu tun?

---

<sup>1</sup> *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, BA 81 (Akademie-Ausgabe Kant Werke IV, S. 436,30–437,1).*

Zeitgenössische Philosophen haben jedenfalls den Rahmen für eine solche Motivation beschrieben, indem sie die zentrale Bedeutung eines Gerechtigkeitssinns beschrieben haben, der für die Bürgerinnen und Bürger eines demokratischen Gemeinwesens zur Leitorientierung wird. Sie haben eindrucksvoll plausibel gemacht, dass eine Haltung, die die Situation der Schwächsten ins Zentrum rückt, der Vernunft in hohem Maße plausibel ist und daher aus freier Einsicht von allen Bürgerinnen und Bürgern geteilt werden kann.

Die eindrucksvollste Begründungsfigur dazu hat der amerikanische Philosoph John Rawls geliefert. Seine Idee ist einfach: Stellen wir uns vor, wir säßen hier jetzt zusammen und würden darüber beraten, wie in einem Gemeinwesen, das wir uns in der Zukunft vorstellen, Macht, Einkommen und Wohlstand unter uns verteilt sein soll und welche Regeln für dieses Gemeinwesen gelten sollen. Wir haben all die Informationen, die heute der Wissenschaft zur Verfügung stehen. Wir wissen etwas über Wirtschaft, wir wissen etwas über die üblichen Gewohnheiten und Verhaltensweisen der Menschen, wir wissen, wie in einer Gesellschaft, in der nicht alle spontane Altruisten sind, Anreize funktionieren. Eines aber wissen wir nicht: Wir wissen nicht, welche Rolle wir selbst in diesem Staatswesen jeweils einmal genau haben werden. Wir stehen sozusagen unter einem "Schleier des Nichtwissens", der uns für die Zeit der Beratung das Wissen darüber verdunkelt hat, ob wir ein Unternehmenseigentümer sind oder ob wir zu den Menschen gehören, die ohne Obdach sind oder keine Arbeit haben. Wir wissen nicht, ob wir uns nach der Beratung, wenn der Schleier gelüftet wird, als einer der Wohlhabenden entpuppen oder als einer der Ärmsten. Welche Regeln für die Gesellschaft würden wir uns unter diesen Umständen ausdenken?

Die Antwort, die Rawls gibt, ist folgende: Die Menschen würden sich für ein Gerechtigkeitsprinzip entscheiden, das Unterschiede in Macht und Wohlstand zwischen den Menschen nur insoweit zulässt, wie die schwächsten Glieder Vorteile davon haben. Der Grund ist ein ganz einfacher: Jeder und jede von uns, die wir da zur Beratung zusammensitzen, weiß, dass wir uns möglicherweise als Obdachlose oder in anderer Form Arme entpuppen, wenn sich der Schleier des Nichtwissens lüftet. Da dies eine ziemlich unangenehme Vorstellung ist, werden wir versuchen, die Regeln so zu gestalten, dass wir für diesen schlimmsten Fall unsere Situation soweit wie möglich verbessern können. Es könnte natürlich auch sein, dass wir uns als äußerst wohlhabender Mensch entpuppen und dann durch die soziale Verpflichtung, die wir unter dem Schleier des Nichtwissens eingegangen sind, mehr von unserem Geld hergeben müssen. Diese Aussicht ist aber ohne Zweifel weniger schlimm als umgekehrt die Aussicht, einfach unserem Schicksal überlassen zu werden, wenn wir weniger Glück gehabt haben. Unter Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten ist es das Vernünftigste, so sagt Rawls, die denkbar schlechteste Situation so weit wie möglich zu verbessern.

Was er im Hinblick auf das Staatswesen herleitet, gilt natürlich erst recht für das persönliche Engagement des Einzelnen. Wir wissen alle, dass wir auch in der Situation der Schwächeren sein könnten und daher sagt uns unsere freie Einsicht, dass sie unsere Anteilnahme und unsere Unterstützung verdienen. Wo wir zu dieser Einsicht kommen, indem wir uns, gut aufklärerisch, unseres Verstandes bedienen, da ist schon sehr viel gewonnen. Und für Menschen, die aus dieser freien Einsicht entsprechende Konsequenzen für das Handeln ziehen, ist die Basis für soziales Engagement darin schon gelegt. Dennoch bleibt die Frage, wie eigentlich neben dem Verstand auch unser Herz erreicht werden kann. Hier gibt die jüdisch-christliche Tradition eine klare Antwort. Sie ist nicht die einzig mögliche, aber, wie ich nun erläutern möchte, eine ohne Zweifel kraftvolle.

Auch die philosophischen Varianten der Begründung sozialen Engagements sind mitgeprägt von dieser jüdisch-christlichen Tradition, die ihre Wurzeln in der Bibel hat und die in dem biblischen Liebesgebot ihren verdichteten Ausdruck findet. Insofern wäre es völlig falsch, humanistisch-

aufklärerische Begründungen sozialen Engagements und christlich-theologische in Opposition zu einander zu sehen.

„Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst“ – Dieser Satz ist viel näher an dem Vernunftethos, das die Philosophen beschreiben, als das in Kirche und Theologie immer wieder angenommen worden ist. Diese falsche Gegenüberstellung wurde genährt durch ein Verständnis des christlichen Liebesgebots, das einseitig von den Passagen im Neuen Testament geprägt war, die Selbstverleugnung, Aufopferung und Kreuz betonten. Zuweilen wurde solche Aufopferung für ein bewusst christliches Leben geradezu als Selbstzweck betrachtet, anstatt als letzte Konsequenz des Liebesgebots in Ausnahmesituationen, die sich aber eben gerade niemand wünschen sollte! Das christliche Aufopferungsethos, das tatsächlich viele höchst eindrucksvolle biographische Lebensleistungen, etwa bei den protestantischen Diakonissen, hervorgebracht hat, so ist demgegenüber festzustellen, ist keineswegs die einzige Möglichkeit, das Liebesgebot zu interpretieren, vielleicht noch nicht einmal die treffendste.

Dass es in der in diesem Satz ins Auge gefassten Beziehung nicht vorrangig um ein Aufopferung unter Absehung vom eigenen Selbst geht, sagt schon der schlichte Wortlaut: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Weil man durch die Jahrhunderte hindurch die aus diesem Wortlaut sich nahe legende Interpretation nicht wahrhaben wollte, hat man das Liebesgebot immer gegen eine andere biblische Regel ausgespielt, die dem Nächstenliebegebot gleichgestellt wird: die sogenannte „Goldene Regel“: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ Schon auf den ersten Blick fällt die Nähe dieser Regel zum Kategorischen Imperativ Kants und anderer Vernunftüberlegungen auf.

Entsprechend skeptisch wurde diese Regel in der Theologiegeschichte beurteilt. Das im Sinne von Selbstverleugnung interpretierte Liebesgebot galt als Inbegriff christlicher Ethik, während die Goldene Regel aus Mt 7, Vers 12, als klassischer Ausdruck einer heidnischen Ethik gesehen wurde. Rudolf Bultmann – ein berühmter Theologe des 20. Jahrhunderts – nannte sie die „Moral eines naiven Egoismus.“ Und ein bekannter Bibel-Kommentar wusste nicht viel mehr über diesen Vers zu sagen, als dass er „fehl am Platze“ zu sein scheine. Und das schlicht und einfach deswegen, weil er eben nicht nach Aufopferung klingt!

In Wirklichkeit misst das Neue Testament der Goldenen Regel eine ganz außerordentliche Bedeutung zu. Der Goldenen Regel in Mt 7,12 folgt ein gewichtiger Satz: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“ Das heißt: in dieser Goldenen Regel sind alle Gebote zusammengefasst. Nur einer anderen neutestamentlichen Tradition wird die Ehre zuteil, als "das Gesetz und die Propheten" bezeichnet und damit als inhaltliche Summe der Ethik Jesu besonders herausgehoben zu werden: dem Doppelgebot der Liebe (Mt 22, 37-40). Damit ist die Goldene Regel bei Matthäus dem Liebesgebot als Summe der Forderungen Gottes gleichgesetzt. Der Gegenseitigkeitsgedanke, der in der Goldenen Regel zum Ausdruck kommt, darf also gerade nicht gegen das Liebesgebot ausgespielt werden! Gegenseitigkeit im Sinne von wechselseitiger Achtung und Verbundenheit kann vielmehr als eine zentrale Dimension des Liebesgebots gelten.

Das hat nun gewichtige Konsequenzen für unsere Quellen sozialen Engagements heute. Es muss nämlich niemand mehr ein schlechtes Gewissen haben, wenn er oder sie auch an sich selbst denkt, wo er oder sie sich sozial engagiert. Auch wenn das Engagement für andere natürlich zunächst danach fragt, was diese anderen brauchen und womit ihnen geholfen ist, so ist es doch ebenso legitim – oder noch mehr: es ist sogar als Glücksfall zu betrachten! –, wenn das Engagement für andere zugleich das eigene Leben reicher macht. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist ein Gebot, das zwar auch Einseitigkeit und zuweilen sogar Opfer bedeuten

kann, für das Einseitigkeit und Opfer aber kein Selbstzweck sind, sondern im Horizont von Gegenseitigkeit stehen.

Ich ziehe den Schluss: Engagement für die Gemeinschaft bedeutet aus der Sicht christlicher Ethik nicht vorrangig Aufopferung und Selbstverleugnung. Sondern es bedeutet Engagement in Beziehungen, die auf Gegenseitigkeit angelegt sind. Solches auf Gegenseitigkeit angelegtes Engagement ist nicht mit ökonomischem Nutzendenken zu verwechseln, das für jede Leistung eine Gegenleistung will. Aber solches Engagement hat einen Blick dafür, wieviel reicher wir selbst durch unser Engagement werden und wieviel wir zurückbekommen, gerade wo wir nicht auf den ökonomischen Vorteil fixiert sind. Und es behandelt die Menschen, denen wir helfen, nicht als Hilfsobjekte, als die Schwachen, die unser Mitleid erregen und zu denen wir uns herabbeugen, sondern als Menschen, die ebenso wie wir selbst Achtung und Respekt verdienen.

Wenn es gelingt, diesen Gedanken in den Köpfen und Herzen der Menschen zu verwurzeln, dann ist mir nicht bange um die Zukunft. Wir sollten uns nicht zu schnell einem Kulturpessimismus hingeben, nach dem alle nur noch an sich selbst denken, die heutige Jugend immer egoistischer wird – übrigens etwas, was schon Sokrates von zweieinhalbtausend Jahren beklagt hat – und sich die Spaßgesellschaft zu Tode feiert. Die meisten Menschen spüren genau, dass sich auf all diese Dinge kein sinnerfülltes Leben gründen kann. Die moralischen Appelle, die normalerweise mit diesem Kulturpessimismus verbunden sind, hat Ulrich Beck aufs Korn genommen, indem er die sarkastische Frage gestellt hat, ob es sich bei alledem um „eine Art Egoismus-Epidemie, ein Ich-Fieber“ handele, „dem man durch Ethik-Tropfen, heiße Wir-Umschläge und tägliche Einredungen auf das Gemeinwohl beikommen kann“.

Natürlich kann man das nicht. Der viel tragfähigere Weg ist das Ernstnehmen eines Solidaritätsgedankens, der die Nächstenliebe nicht gegen die Selbstliebe ausspielt. Die Soziologen haben in vielen Untersuchungen gezeigt, welch erhebliches Solidaritätspotential in den Blick kommt, wenn der Gedanke der Gegenseitigkeit gegenüber der traditionellen Dominanz des Opfergedankens in seiner Bedeutung ernst genommen wird. Soziales Engagement erfährt eine innere Verwandlung. Die „neuen Helfer“ unterscheiden sich erheblich von den „alten“: Sie sind jünger, höher qualifiziert, und mehr an Selbstentfaltung als an Aufopferung interessiert.“ Die neuen Helfer, die in der Regel berufstätig sind, „suchen Engagements, die zeitlich, sachlich und in der Belastung begrenzt sind und es erlauben, sich wieder auf sich selbst zurückzuziehen. Sie wollen diese Engagements frei wählen und sie eher egalitär als bevormundend ausgestalten.“<sup>2</sup>

Die Bereitschaft zum sozialpolitischen Engagement in der Bevölkerung ist nach Aussage der empirischen Quellen erstaunlich hoch. Zunehmend wenden sich die freiwilligen Helfer jedoch nicht dem klassischen Ehrenamt zu, sondern Betätigungsformen, die auf Gegenseitigkeit und Selbstbestimmung ausgerichtet sind.

Ein häufig geäußertes Motiv lautet dabei etwa so: „Mir geht es so gut, ich finde, da muss ich einfach etwas für andere tun, denen es nicht so gut geht.“ Auch Betroffenheit in der Vergangenheit erweist sich als starkes Motiv, etwa indem Menschen, die selbst früher ein Familienmitglied gepflegt haben, nun ihrerseits besondere Solidaritätsgefühle mit denen entwickeln, die jetzt in der gleichen Lage sind.<sup>3</sup>

Wenn alte Menschen, die hier als Heimatvertriebene hergekommen sind, sich genau wegen der eigenen Erfahrung damals heute für Flüchtlinge engagieren, dann ist das genau dieses Motiv.

---

<sup>2</sup> K.O. Hondrich/C. Koch-Arzberger (1992), 42.

<sup>3</sup> A.a.O. 62.

Die Gegenseitigkeit, die sich in diesen Äußerungen zeigt, – Sie merken es vielleicht – weist eine spezifische Nähe zu der im Lichte des Liebesgebotes interpretierten Goldenen Regel auf: Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihnen auch. Sie lebt von der Dankbarkeit für das Empfangene und ist sich daher über das Eingebundensein des eigenen Gebens in vielfältige Formen des Nehmens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bewusst. In religiöser Sprache würden wir sagen: Gott schenkt mir jeden Tag so viel Gutes in meinem Leben, deswegen kann ich freien Herzens etwas davon an andere weitergeben. Das ist der Kern der Freiheit eines Christenmenschen.

Die Verwurzelung der Freiheit des Menschen in der Freiheit Gottes ist der entscheidende Schlüssel für das Verständnis der beiden, auf den ersten Blick so spannungsvollen Thesen, die Luther seiner berühmten Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ voranstellt: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“

Freiheit heißt auch für das Christentum die persönliche Freiheit des Gewissens, die Freiheit des Individuums von äußerer Bevormundung. Ebenso nachdrücklich wird Freiheit aber als Ermächtigung zum Engagement für die anderen verstanden. Im Glauben – so sagt Martin Luther in seiner Freiheitsschrift – hat Gott uns alles umsonst und im Überfluss gegeben, was wir zum Leben brauchen. Deswegen können wir auch dem Nächsten davon abgeben: „Sieh, so fließt aus dem Glauben die Liebe und die Lust zu Gott und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächsten umsonst zu dienen. Denn so wie unser Nächster Not leidet und unseres Überflusses bedarf, so haben ja auch wir Not gelitten und seiner Gnade bedurft. Darum sollen wir so, wie uns Gott durch Christus umsonst geholfen hat, durch den Leib und seine Werke nichts anderes tun als dem Nächsten helfen.“

Wir geben, weil wir so viel bekommen. Wir müssen uns nicht aufopfern, wenn wir helfen, sondern wir brauchen uns eigentlich nur die Augen öffnen lassen für den Reichtum unseres Lebens, unsere Talente, das persönliche Glück und auch unser Geld, und das alles als Geschenk wahrnehmen, das wir nicht für uns behalten wollen. Dann brauchen wir den Dienst am Anderen auch nicht als vorrangig gegenüber dem eigenen Wohlergehen verstehen, sondern dann ist der Dienst am Anderen ein Ausdruck des eigenen Wohlergehens.

Meine Hoffnung für den heutigen Abend ist es, dass wir einmal mehr merken, welchen Sinn es unserem Leben gibt, wenn wir mit unserem Geld oder unserer Zeit zu einer guten Sache beitragen können. Dass wir verstehen, welche tiefe Weisheit in diesem alten Satz aus der Bibel steckt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Es gibt nicht viele Dinge, die mehr werden, wenn man sie teilt. Glück und Liebe gehören dazu. Sie wird mehr, wenn man sie teilt. Das eigene persönliche Lebensglück gehört auch dazu. Es wird mehr, wenn man es teilt. Welchen Grund könnte es geben, sich solche Vermehrung des eigenen Lebensglücks durch soziales Engagement entgehen zu lassen?!

Trotzdem braucht man immer wieder Energie und Durchhaltevermögen, um sich für eine Sache zu engagieren. Ich möchte Ihnen im Namen unserer Kirche heute Abend von Herzen danke sagen, dass Sie sich für unsere Kirche engagieren. Danke, dass Sie unserer Kirche Ihre Zeit schenken! Danke, dass Sie unserer Kirche diese Liebe schenken! Danke, dass Sie damit selbst „Kirche für andere“ sind. Es ist eine große Freude, mit Ihnen allen zusammen in dieser Kirche und für diese Kirche arbeiten zu dürfen!

„Sinti, Roma, Minderheiten – sei solidarisch“ – lautet die Überschrift über unserem heutigen Abend. Und der Geist der Solidarität ist an diesem Abend deutlich zu spüren. Wir haben von Emrin Elmazi über die Situation von Sinti und Roma gehört. Und vielleicht ist das an einem

Abend wie dem heutigen das Wichtigste: dass wir einfach zuhören. Hören von einer Gruppe unserer Bevölkerung, über die so viel aus zweiter Hand geschrieben oder geredet wird, über die so viele Vorurteile verbreitet werden, dass das Hinhören auf das, was Sinti und Roma selbst sagen, das Allerwichtigste ist.

Das „Einträchtig-Beieinander-Wohnen“, von dem Ps 133 spricht, heißt zu allerst, sich wechselseitig zu sehen, sich wahrzunehmen, die Verletzlichkeit des anderen zu sehen und darin die eigene Verletzlichkeit wahrzunehmen.

Dass sich so viele Menschen in Deutschland gegenwärtig für Flüchtlinge engagieren, hat vermutlich genau damit zu tun: Dass wir uns so gut in Menschen hineinversetzen können, die alles verloren haben oder die sich aus Verzweiflung auf den Weg machen, weil sie einfach keine Perspektive in ihrem Land mehr haben. Das ist vermutlich der Grund dafür, dass wir gegenwärtig ein Klima der Hilfsbereitschaft für Flüchtlinge in der Bevölkerung hier haben, das so noch nie da war. Und besonders berührend ist es, wenn alte Menschen sich engagieren, die sich noch daran erinnern, wie sie selbst in ihrer Kindheit als Heimatvertriebene aus den Ostgebieten in Westdeutschland ankamen und neben viel Ablehnung auch die Hilfsbereitschaft der Einheimischen erlebt haben.

Vielleicht hat aber auch das kontinuierliche Eintreten der Kirchen und vieler Organisationen wie amnesty international für eine menschenwürdige Behandlung von Flüchtlingen dazu beigetragen, dass wir inzwischen so etwas wie eine sozialkulturelle und zivilgesellschaftliche Infrastruktur entwickelt haben, auf die zurückgegriffen werden kann, wenn wir vor besonderen humanitären Herausforderungen stehen.

Auch die Tradition der Politischen Nachtgebete auf den Kirchentagen mag dazu ihren kleinen Beitrag geleistet haben. Diese Nachtgebete bringen seit bald fünf Jahrzehnten in einer bestimmten gewachsenen Form zum Ausdruck, dass Spiritualität oder – wie ich gerne ganz traditionell sage – Frömmigkeit auf der einen Seite und politisches Engagement auf der anderen Seite nie auseinandergerissen werden dürfen.

Es gibt wahrscheinlich wenige Themen, bei denen der Zusammenhang zwischen persönlichem Hilfshandeln und politischem Engagement so offensichtlich ist wie beim Thema Flüchtlinge. Viele Menschen haben gerade bei ihrem Engagement für Flüchtlinge genau diese Erfahrung gemacht. Dass sie einfach aktiv geworden sind, weil sie sich innerlich haben anrühren lassen von dem Leid sehr konkreter Menschen. Dass sie im Fernsehen Bilder gesehen haben von durch Krieg zerstörten Häusern oder von Menschen, die Ziel von Hass und Gewalt sind. Und dass sie sich dann entschlossen haben zu helfen, wenn diese Menschen hier bei uns ankommen in der Hoffnung endlich sicher zu sein vor Anfeindung und Gewalt.

Dann lernen sie die konkreten Schicksale kennen. Dann hören sie – wenn sie nicht schon Bescheid wissen – von der Dublin-Regelung, nach der ein Mensch in dem Land Asyl beantragen muss, in dem er in Europa angekommen ist. Und sie haben vielleicht einen Menschen vor sich, der nach der Dublin-Regelung nach Bulgarien abgeschoben werden soll. Und hören davon, wie Flüchtlinge dort im Gefängnis festgehalten werden und ihnen eine menschenwürdige Behandlung vorenthalten wird.

Sie hören, dass die Behörden den Auftrag haben, trotzdem dorthin abzuschicken. Kein Beamter der Ausländerbehörde, der den Auftrag zur Abschiebung bekommen hat, kann das persönlich ändern. Nur politische Vorgaben können das ändern. Und spätestens jetzt wird klar, dass jemand, der aus seinem christlichen Glauben heraus dem Gebot der Nächstenliebe und der Verpflichtung zum Schutz des „Fremdling“ zu folgen versucht, gar nicht anders kann als politisch

zu werden. Wenn die Frage, ob die Not bedrängter Menschen überwunden werden kann, von politischen Weichenstellungen abhängt, dann können wir gar nicht anders als das auf unsere persönliche Frömmigkeit gegründete Hilfshandeln in politisches Engagement münden zu lassen. Denn nur so können wir wirksam helfen. Die individuelle und die politisch-strukturelle Ebene unseres Handelns sind so untrennbar miteinander verbunden, dass niemand sie auseinanderreißen kann.

Auch die persönliche Seite zu sehen, ist wichtig. Gerade wenn es um Solidarität mit Sinti und Roma geht, wird das sehr deutlich. Wenn ich sage, dass das Wichtigste zunächst das Wahrnehmen ist, dann heißt das, dass wir Sinti und Roma eben nicht nur oder zuallererst über die politischen Diskussionen wahrnehmen, die unter diesem Stichwort öffentlich geführt werden. Wer in diesen Diskussionen Position beziehen will, muss sich zunächst einmal klar machen, dass viele Sinti und Roma völlig unspektakulär als ganz „normale“ Bürger unseres Landes unter uns leben und vollkommen integriert sind. Sie definieren sich nicht zuerst von ihrer Volksgruppe her, sondern wie jeder andere sind sie Eltern, die ihre Kinder möglichst gut zu erziehen versuchen. Sie sind Bewohner ihrer Stadt und wünschen sich Kindergärten, gute Schulen, Arbeitsplätze, an denen sie ihren Lebensunterhalt verdienen können, und bezahlbare Wohnungen. Sie sind Fußballfans, die, wenn sie in Wolfsburg oder Hamburg wohnen, in dieser Woche im 7. Himmel sind, und wenn sie aus Dortmund oder Karlsruhe kommen, ihre Depression überwinden müssen. Und sie sind Staatsbürger, die sich bei Wahlen überlegen, welche Partei sie wählen sollen.

Sinti und Roma sind nicht Problemfälle, sondern sie sind eingewanderte oder seit langem hier ansässige Bürgerinnen und Bürger unseres Landes. Bei den meisten, die unter uns leben, merkt niemand, welcher Volksgruppe sie angehören, und das ist auch gut so, weil es nichts zur Sache tut. Wir können nur dankbar dafür sein, wenn sich nach einer jahrhundertelangen Verfolgungsgeschichte Normalität ausbreitet. In der Zeit des Nationalsozialismus wurden eine halbe Million Roma von den Nazis systematisch ermordet. Der Grund dafür war, dass Menschen, die vor allem einfach nur Menschen sind, auf das Merkmal ihrer Volksgruppenzugehörigkeit reduziert und aus dem Kreis derer, die ein Lebensrecht haben, einfach aussortiert wurden. So etwas darf nie wieder passieren. Und deswegen gilt es bei beidem wachsam zu sein: Natürlich dann, wenn irgendeine Volksgruppe diskriminiert wird oder am Ende sogar in ihrer grundlegenden Daseinsberechtigung in Frage gestellt wird. Aber eben auch schon dann, wenn Menschen einfach auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgruppe reduziert werden.

Wenn heute auch Roma zu den Menschen gehören, die nach Deutschland kommen, um Asyl zu suchen, dann muss deswegen klar sein, dass sie zuallererst eben als Asylsuchende hierher kommen, die Anspruch auf ein entsprechendes Verfahren haben, und nicht zuerst als Roma. Dass es in manchen deutschen Großstädten bestimmte Brennpunkte gibt, an denen unhaltbare Zustände entstanden sind, dass die Asylanerkenntnisquote extrem gering ist, drängt viel zu oft zur Seite, dass es reale Gründe gibt, aus denen sich Roma aus ihren Herkunftsländern aufmachen und hierher kommen. Es hat vor allem damit zu tun, dass trotz aller Beteuerungen der europäischen Politik an der Situation ihrer Diskriminierung in vielen Ländern Südosteuropas nichts geändert hat. Wieviel Handlungsbedarf da besteht, kann man sich an dem großen Graben zwischen Anspruch und Wirklichkeit klarmachen. 2011 hatte die Europäische Kommission einen neuen Rahmen für nationale Strategien zur Integration der Roma bis 2020 beschlossen. Verbessert werden sollen v.a. der Zugang zu Bildung, zu Beschäftigung, Gesundheitsfürsorge, sowie der Zugang zu Wohnraum und grundlegender Versorgung. Davon ist kaum etwas umgesetzt worden.

Auch beim Diskriminierungsschutz hinken wir in Europa den eigenen Ansprüchen weiter hinterher. Und die alltäglichen Erfahrungen von Rassismus und Ausgrenzung, wie sie immer wieder



berichtet werden, verstärken den Eindruck: Die letzte Dekade der EU zur Unterstützung der Roma hat kaum etwas verbessert. Finanzielle Mittel aus den entsprechenden Fonds der EU erreichten die Roma in manchen Staaten Osteuropas so gut wie gar nicht. Nicht zuletzt so genannte „Factfinding“-Reisen von Diakonie und anderen kirchlichen Gruppen haben gezeigt, dass mancherorts die Diskriminierung und Ausgrenzung von Roma in der Summe derartige Züge annehmen kann, dass von einer Verfolgung im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention gesprochen werden kann. Daher muss hier genau geprüft werden, was Schutzsuchende vorbringen – unabhängig davon, ob sie aus Serbien oder Syrien kommen. Es darf jedenfalls nicht dazu kommen, dass wir unterscheiden in Flüchtlinge erster und zweiter Klasse. Jeder Mensch hat ein Recht darauf, dass sein Fall geprüft wird!

Ob es um die Verbesserung der Lebenssituation in den Herkunftsländern geht oder um Lebensmöglichkeiten hier – das Wichtigste ist, dass Sinti und Roma in unseren Köpfen und Herzen von der Problemgruppe zum Aktivposten für unsere Gesellschaften werden. Gerade die Kirchen können ein Raum sein, in dem hier Akzente gesetzt werden. Sie können als Foren dienen für die (Wieder-) Entdeckung von Roma-Kultur und -Geschichte, ja als Begegnungsräume zwischen Roma und anderen Bevölkerungsgruppen. Sie können mithelfen, dass der Reichtum der Kultur der Sinti und Roma sichtbar gemacht wird und sie nicht immer nur als Opfer öffentlich sichtbar werden. Ein wunderbares Beispiel dafür steht bei mir zu Hause im Bücherregal. Ich habe es bei meinem Besuch unserer ungarischen lutherischen Partnerkirche geschenkt bekommen. 550 Seiten „Gypsy Painting“ – wunderbare Bilder von Malerinnen und Malern aus der Roma-Kultur, die die Herausgeber in 25 Jahren überall in Ungarn entdeckt haben.

Sie machen Lust, das mit Leben zu füllen, was der Psalm 133 uns als Vision mit auf den Weg gibt. Ich lese ihn noch einmal in der Luther-Übersetzung:

„Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! Es ist wie das feine Salböl auf dem Haupte Aarons, / das herabfließt in seinen Bart, das herabfließt zum Saum seines Kleides, wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zions! Denn dort verheißt der HERR den Segen und Leben bis in Ewigkeit.“

Damit das auch im Zusammenleben mit Sinti und Roma wahr wird, sind wir heute Abend zusammen. Darum beten wir. Und wir erfahren es schon jetzt miteinander. Dass Gott uns so als Brüder und Schwestern zusammenführt, dafür loben und preisen wir ihn.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

AMEN